



XXXV.



elbstverständlich: Melindas Worte „Es kann ja sein, daß einst . . .“, welche durch das Hinzukommen fremder Leute abgebrochen worden — die mußten mir nachklingen, wie eine weiche, wiegende Hoffnungsmelodie, die mußte ich noch im Traume und am folgenden Tage hören, so hartnäckig und so süß, daß sie mich wieder in die Augartenvilla lockten.

Ein erster Besuch soll nicht so bald wiederholt werden; das wußte ich wohl, aber fast unbewußt war ich nach zwanzig Stunden zur Stelle. Ich wurde nicht empfangen.

Drei Tage hintereinander mußte ich hören: „Das gnädige Fräulein ist nicht zu Hause!“ Dadurch gesteigerte Sehnsucht. Mit offenen und geschlossenen Augen — immer sah ich den in so buntem Lichterspiel erstrahlenden Saal und drinnen die weiße, goldhaargekrönte Gestalt . . .

Also verliebt? Auch dieser Zustand wird öfters ‚Dual‘ genannt. Ach, gäbe es keine schlimmere — der wollt ich nimmer Schach! sagen. Im tiefsten Liebeschmerz kann man sich wohl alles Erdenkliche wünschen — auch den Tod —, aber nur das eine nicht: daß die Ursache des erlittenen Schmerzes etwa verschwinde.

Am Abend des vierten Tages ging ich in die Oper. Am

Zettel: Lohengrin. Das Theater ist der Ort, wo ich am besten vergesse, daß wir in einer jämmerlich unvollkommenen Welt leben; daß es unter uns Menschen so kleinlich und traurig zugeht; daß rings so viel Meid und Streit und Niedertracht herrschen . . . Im Opernhause — im ‚Musentempel‘, wie der altmodische und gezierte Ausdruck besagt, in dem doch viel Wahres liegt, denn der Kunst wird ja Tempeldienst geweiht — im Musentempel da werde ich vom Wahm befangen, daß Genie und Schönheit die höchsten Ziele des Strebens seien, daß die da versammelten Menschen in der ‚Gestalt‘ des Kunstgenusses und im Namen eines gemeinsamen Ideals — kommunizieren. Auch das ist — Autodafé.

Während des ersten Finales störte mich plötzlich der Lärm einer in meiner unmittelbaren Nähe geöffneten Logenthür. Ich sah mich nach der Richtung des Lautes um, und knapp an meiner Seite — ich saß auf einem Ecksiß des Parterres — das willkommenste Bild, das ich hätte sehen können: Melinda Korgazh.

Wieder in weiß, aber diesmal in defolierter Seide — Perlen um den Hals und Perlen im Haar. Sie legte Fächer und Bouquet auf die Brüstung und blieb da eine Weile stehen.

Erst als eine zweite Dame, die noch im Hintergrunde mit Ablegen des Capuchons beschäftigt war, in den Vordergrund kam — es war die junge Malersgattin —, setzten sich die beiden nieder.

Jetzt schaute ich nicht mehr nach der Bühne. Nur die Harmoniewellen, die von dort sich ergossen, nahm ich mit verdoppelter Wonne in mich auf; sie bildeten gleichsam die Begleitung zu dem Liede, das von meinem eigenen Herzen — als ob dieses eine Harfe wäre — schwingend emporstieg. ‚Ich liebe dich, Melinda‘ war des Liedes Text.

Raum war der Vorhang über das herrliche Finale gefallen,

so verließ ich meinen Platz, um mich in jeneloge zu begeben.

Bei meinem Eintritt wendete Melinda sich um und reichte mir die Hand:

„Guten Abend, Prinz Roland . . . Ich habe Sie vorhin — da unten — bemerkt . . . Die Musik schien Sie tief zu bewegen . . .“

„Ja — der ganze Lohengrin wirkt hinreißend auf mich . . . es ist so viel Jubelndes, so leidenschaftlich Frohlockendes darin. — Gestern und heute hatte ich mir erlaubt, bei Ihnen — —“

„Ach ja — es thut mir leid, ich war nicht zu Hause . . . Ueberhaupt, ich empfangenur an Montagen . . . Neulich war das nur so ein Ausnahmefall.“

„Bielmehr ein Ueberfall, wie? . . .“

„Können Sie mir nicht sagen, wer sind die Damen dort vis-à-vis in der zweitenloge rechts?“ — „Die Stimme des Tenoristen ist doch wundervoll“ — „Haben Sie auch schon ‚Tamagno‘ gehört?“ — und was dergleichen Zwischenaktsgespräche mehr sind, an welchen Melindas Begleiterin sich auch beteiligte. Dennoch war mir's, als ob zwischen ihr und mir es ein leises Funkengeknister gebe . . . War das vielleicht die elektrische Fee, von der sie damals in Triest gesprochen, die ihr Instrument stimmte — wie da unten die Violinisten das ihrige?

Eine Zeitlang, während wir die gleichgültigsten Dinge sprachen, blieben unsere Blicke fest ineinander versenkt; dabei fühlte ich in jedem Atemzuge ein Glücksgefühl aufsteigen und sah die weißen Spitzen an ihrem Kleiderausschnitt wogen . . . Plötzlich verstummten wir; das leere Gerede klang wohl zu falsch zu dem Ton, auf den die unsichtbare Fee uns stimmen wollte . . .

Der folgende Tag war ein Montag. Ich fand mich zwanzig Minuten vor der anberaumten Empfangsstunde ein. Meine Hoffnung erfüllte sich: ich fand Melinda noch allein.

Diesmal war ich nicht in den großen Saal geführt worden, sondern in ein kleines, trauliches Arbeitszimmer. Gar Verschiedenes schien hier gearbeitet zu werden: Schreibtisch — Staffelei — Stichtrahmen — Bücherschrank und neben der Chaiselongue ein drehbares Lesetischchen.

Als ich eintrat, stand Melinda von ihrem Schreibtisch auf:

„Ah, eben war ich daran, Ihnen ein Billet zu schreiben.“

„Mir? . . . Wollen Sie mir das Autogramm geben?“

„Ich hatte mir eben erst den Bogen zurechtgelegt — ein Autogramm existiert noch nicht.“

„Und was war der beabsichtigte Inhalt?“

„O, nur die Bitte, morgen sans façon bei mir zu speisen . . . in ganz kleiner Gesellschaft . . . zu Bieren.“

„Der Maler Bessing und seine Frau?“

„Sie haben es erraten. Kann ich also auf Sie zählen?“

Ich verneigte mich.

Melinda setzte sich auf die Chaiselongue und wies mir einen Platz auf einem Fauteuil an, der neben dem Lesetischchen stand.

„Sie haben gestern die Oper früh verlassen,“ begann ich „ich hoffte, noch beim Ausgange Sie zum Wagen geleiten zu können, doch Sie waren verschwunden.“

„Ja, meine Freundin fühlte etwas Kopfschmerz und wollte fort . . . ich hätte sonst nicht einen Ton des wundervollen Werkes versäumt. Auch an dem Zuspätkommen war Frau Bessing schuld. . . .“

„Sie lieben die Musik?“

„Ob ich sie liebe! Sie ist der einzige — noch durch Worte nicht gefälschte — Ausdruck dessen, was unsere Sehnsucht ist . . .“

„Der Ausdruck ja — wo ist aber die Erfüllung?“

„Immer jenseits.“

„Sie meinen: jenseits des Grabes?“

„Ich meine, jenseits des Horizonts, der vor uns liegt.“

„Also ewig unerreichbar?“

„Wer weiß? . . . Ich habe den vorigen Winter in Florenz zugebracht, da habe ich mir diese Lebensart angewöhnt. Es paßt so gut auf alles und kompromittiert den Sprecher nicht, das nachdenkliche *„chi lo sa?“*

Ich betrachtete die auf dem Lesetischchen befindlichen Bücher und Hefte: Kosmopolis, Neue deutsche Rundschau, Revue des Revues, Nineteenth Century, einige französische Romanbände von Daubet, Bourget, Pierre Loti; auch englische Bücher, darunter: Heavenly twins, The woman who did, Lord Tennysons Lebensgeschichte. Außerdem: Gabriele d'Annunzio's Vergini delle Rocche, Ibsens John Gabriel Borkmann, Björnsons Meber die Kraft, Tolstois letzte Novelle. —

„Ich sehe — Sie lesen nicht diese oder jene — Sie lesen Weltliteratur; aber — wie ich ebenfalls sehe — überall das Neueste, das *„vient de paraître“* und das *„just out“*. Wenn man das thut, so ist man freilich *„up to date“* — aber wo bleibt noch Zeit, um die Bücher der vorigen Jahrgänge und um die alten Meister zu genießen?“

„Die hat man schon genossen — in der Jugend und in der Studienzeit. Und — glauben Sie nicht? . . . die alten Klassiker leben ja in den neuen fort, die ihren Geist mit den alten genährt haben. Man braucht im neuen Sommer auch nicht alle alten Sommer wieder durchzuleben, der Humus der

entschwundenen Jahre ist ja in den Blüten des neuen Jahres enthalten.“

„Auch in den Giftblüten?“ fragte ich, indem ich ein Buch zur Hand nahm, von dem ich wußte, daß es nicht hier hätte liegen sollen.

Melinda zuckte die Achseln. „Nicht alle neuesten und berühmtesten Sachen können echte Dichter- und Meisterwerke sein. Es ist aber doch immerhin ein Spiegel — nicht immer von dem, was die moderne Welt ist, so doch von dem, was sie dem modernen Schriftsteller scheint. Doch — wollen Sie etwas Wundervolles kennen lernen? . . . Leider ist's nur eine Uebersetzung, ich kann das Czechische nicht.“ Und sie hielt mir einen Band Gedichte von Jaroslav Brchlich hin.

„Das kenne ich. Ein strahlender Juwelenschatz. Dieses Buch sollte man jenen Urteutonen an den Schädel werfen, welche da von der ‚Minderwertigkeit‘ des Slaventums faseln —“

„So gewaltthätig? Das sieht Ihnen gar nicht ähnlich . . .“

„Es hat ja neulich ein berühmter deutscher Gelehrter in einer großen Wiener Zeitung den geistig vornehmen Satz geschrieben: ‚Seid hart: nur für Schläge sind böhmische Schädel zugänglich, anderes geht nicht hinein‘. Wenn ich dem Herrn Professor gegenüber also das von ihm selbst gepriesene Argument anwenden wollte . . .“

„Mein Gott . . . einen Goethe haben die Czechen doch nicht . . .“

„Wäre Goethe von nationalem Dünkel erfüllt gewesen und nicht das, was er war, ein geistiger Weltbürger, so könnte heute die deutsche Kultur sich keines Goethe rühmen. Uebrigens — in unserem Europa giebt es ja gar keine unvermischte nationale Kultur mehr; ein Volk borgt vom anderen — und je mehr kleine Nationen in der Entwicklung steigen, je höher sie ihre Sprache entfalten, desto größer der Gewinn der Welt=

kultur. Der unbulbsame und hoffärtige nationale Fanatismus ist ebenso beschränkt und schädlich, wie der religiöse, und spielt heute dieselbe Rolle, wie in vorigen Jahrhunderten der religiöse gespielt hat. Er entzweit, er entfacht Haß und Gewaltthätigkeit, er hemmt den Aufschwung. Und dort wie da: der Kampf um ein Phantom . . . In meinem Feldzuge gegen die Dual — da wollte ich einmal diesem abscheulichen Dinge ‚nationaler Selbstdünkel‘ personifiziert begegnen, um ihn zu seinem überwundenen Bruder, dem konfessionellen Fanatismus, in den Drüß zu schleudern. Damit wäre ein gar tüchtiges Stück Dual matt gesetzt.

Melinda lächelte. „Sie scheinen mir auch etwas fanatisch zu sein, mein lieber Prinz Roland“ —

„Ach, nicht genug, nicht genug! . . . Sehen Sie, ich sollte handeln, wirken — sollte jene auffuchen, die in den schädlichen Wahnvorstellungen befangen sind, und ihnen sagen — ihnen ins Gesicht —, wie hohl, wie verderblich mir ihr aufgeblasener, brutaler Chauvinismus scheint — und fanatisch, d. h. mit heiligem Eifer, sollte ich die Gegenrichtung vertreten, nicht nur mit Worten —“

„Wie denn also?“

„Mit Gründung internationaler Erziehungsanstalten, mit persönlicher Arbeit in politischer Sphäre . . . und statt dessen sitze ich hier, Fräulein Morgazh, und sonne mich in Ihrem Anblick und rede, rede allerlei . . . auch von meinen Pflichten . . . aber Herz und Seele sind nicht ganz dabei, nicht fanatisch genug dabei. Die sind in Ihrem Banne, Melinda . . . nur Sie könnten — —“

Anderer Besucher wurden jetzt gemeldet, und bald war das Arbeitszimmer mit einem Duzend schwatzender Menschen angefüllt.

Ich schwatzte mit — leeres Zeug. Apostolat im Salon?

Das verbietet mir das Taktgefühl, die Erziehung, die Gewohnheit — das weltmännische Gewissen, mit einem Wort.

Ob unter all diesen Menschen, die bei Melinda verkehrten, einer war, der ihr nahe stand, den sie bevorzugte? Ich beobachtete scharf. Es schien nicht der Fall — wenigstens unter den Anwesenden nicht. Eine Gleichgültigkeit und Alltäglichkeit schwebte über der ganzen Unterhaltung, als ob es gar keine solche Dinge gebe auf der Welt, wie allgemeine Fragen, wie ewige Ideale, wie Unendlichkeit. — Und auch keine solche Unendlichkeit im kleinen, wie begehrtes und genossenes Liebesglück. Nur in meinem Innern loberte still ein süßes Wünschen und Hoffen . . .

Ich brach früher auf als die anderen.

„Auf morgen denn um sieben Uhr!“ wiederholte Melinda beim Abschied.